

STANDPUNKT



Über den Nationenpreis

In meinem letzten Standpunkt («PferdeWoche» vom 5. Oktober) habe ich über den Anachronismus der Nationenpreisformel geschrieben. Vier Reiter pro Equipe, von denen drei zählen – eine Wertung, die für den Zuschauer im Stadion mit Startliste und Anzeigetafel nachvollziehbar ist, aber kaum für den Pferdefreund vor dem Fernseher.

Dass meine Bezeichnung der Nationenpreisformel als Anachronismus nicht von allen geteilt wird, haben Diskussionen und Gespräche der vergangenen Tage aufgezeigt. Wie bereits in meinem vorigen Standpunkt erwähnt, sind es weiterhin die Equipenchefs und Spitzenreiter – auch ehemalige – die für vier Reiter pro Equipe mit einem Wegfall-Score plädieren, und die die zweifello einfachere Formel mit drei Reitern, von denen alle zählen, vehement ablehnen.

2011 ist das 103. Jahr in der Nationenpreis-Geschichte. Sie begann 1909, zuerst in Londons Olympia-Halle (wo heute um Weltcup-Punkte geritten wird) und drei Monate später im spanischen San Sebastian, diesmal im Freien.

Allerdings redete man damals nicht von Nationenpreisen. Da es die FEI als Weltverband des Pferdesportes noch nicht gab, waren es zwei Organisa-

toren, die, unabhängig voneinander, die Idee hatten, die bei ihrem Turnierreitenden Offiziere in einem Mannschaftsspringen starten zu lassen. Die Engländer liessen in Olympia drei Reiter pro Land antreten (Frankreich gewann), in San Sebastian bestand eine Equipe aus fünf Reitern (Italien gewann). Beide Male zählten die Fehler aller Reiter.

San Sebastian verschwand 1910 wieder aus der internationalen Springreiterszene. Aber in Londons Olympia-Halle wurde bis 1939, mit wenigen Ausfällen, alljährlich ein Nationenpreis ausgetragen. 1910 kam Brüssel als Nationenpreis-Ausrichter dazu, 1911 Rom und New York, 1912 das holländische Den Haag. Die ersten Schweizer Nationenpreise wurden 1927 in Luzern und Genf ausgetragen – Luzern auf der seither überbauten Halde, Genf im seither abgebrochenen Palais des Expositions. Bereits 1921 hatte eine Schweizer Offiziers-

equipe ihren ersten Nationenpreis bestritten: In Nizza gab es mit Oblt. Thommen, Hptm. Ribau-Pierre und Hptm. Kuhn Rang vier. Den ersten Sieg errangen die Schweizer 1926 in Dublin (Hptm. von der Weid, Hptm. Bühler, Major Kuhn) – es war der Beginn eines sechs Jahre dauernden Höhenfluges, mit zwei

weiteren Siegen in Dublin, sowie in Luzern, Genf, Brüssel (2), Nizza und Wien.

1921 wurde die FEI gegründet. Aber ihre damalige Hauptaufgabe war die Reglementierung und Überwachung der Olympischen Reitwettbewerbe. Mit dem internationalen Turnierbetrieb befasste sich die FEI erst Ende der zwanziger Jahre. An der FEI-Generalsammlung im Oktober 1929 wurde intensiv über die Nationenpreise diskutiert, Richtlinien aufgestellt und ein CSIO-Kalender für 1930 verabschiedet. Bis zu diesem Zeitpunkt waren 86 Nationenpreise ausgetragen worden, allerdings kaum reguliert.

So gab es Prüfungen mit drei, andere mit vier Reitern. Meistens starteten sie wie heute, zuerst alle Startreiter, dann die zweiten, etc. Gelegentlich ritten aber auch alle Reiter einer Equipe hintereinander. Es gab auch keine zahlenmässige Einschränkung pro Land: So ritt man 1926 in Italien gleich dreimal um Nationenpreis-Ehren. Auch war es möglich, mit nur zwei Ländern einen Nationenpreis durchzuführen.

1929, dem letzten unregulierten Jahr, gab es 17 Nationenpreise, 1930, nun mit FEI-Kalender, waren es noch 14. Damals erlaubte die FEI noch zwei Turniere pro Land: Deutschland (Aachen und Berlin), die Schweiz (Luzern und Genf) und die USA (Boston und New York) trugen so zwei Nationenpreise aus. In jenen Jahren wurde auch die 4–3 Formel geboren. Eine Equipe bestand aus vier Reitern, wovon drei zählten, was zwangsläufig bedeutete, dass auch eine Equipe mit nur drei Reitern teilnehmen konnte. Damals wurde der internationale Turnierbetrieb vom

Militär dominiert, dazu kamen einige wohlhabende Rotröcke und, in separaten Prüfungen, eine Handvoll Amazonen, die des Öfteren mit den Offizieren verwandt waren. Das FEI-Bureau bestand mehrheitlich aus Generälen und Obersten, und für sie war vor allem der Nationenpreis ein ernstzunehmender Wettkampf der berittenen Truppen ihres Landes. Das Pferdmaterial war nicht auf dem heutigen Spitzenniveau, die Reiter kaum so individuell ausgebildet wie heute. Es gab mehr Stürze und Ausfälle. So war den Militärs die 4–3 Formel willkommen. Mit einer Reserve beim Zusammenzählen der Resultate ihrer vier Reiter eliminierten sie Totalausfälle ihrer Equipe und schufen, so glaubten sie, ein gerechteres Widerbild der Leistungsstärke ihrer Reiter und Pferde. Dies hat sich über viele Jahrzehnte hin zweifellos bewährt. Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass bis in die sechziger Jahre die Nordamerikanischen CSIO's ihre Nationenpreise mit nur drei Reitern austrugen, von denen alle zählten. Der Einfluss der FEI reichte damals nicht über den Ozean.

In den letzten zwanzig Jahren wurde die 4–3 Formel immer wieder in Frage gestellt. Nicht zuletzt beim Fernsehen hatte man Mühe, den Ablauf eines Nationenpreises den Pferdefreunden vor dem TV-Schirm verständlich zu machen. Selbst die drastisch verbesserten Grafiken und Einblendungen lassen immer wieder offene Fragen, vor allem dann, wenn der Sprecher selber Mühe hat, dem Geschehen zu folgen.

Anlässlich der EM 1999 in Hickstead wurde im Rahmen eines FEI-Seminars die Formel mit Inter-

essierten diskutiert. Die Equipenchefs verteidigten die 4–3 Formel. Ihr Hauptargument war, dass bei vier Reitern pro Equipe (von denen drei zählen) die Möglichkeit bestehe, einen jungen Reiter einzubauen. Dazu gäbe es mehr Spielraum, wer als erster, wer als Schlussreiter antreten soll. Man könne besser taktieren, wurde argumentiert. Erstaunlicherweise unterstützten die Spitzenreiter die Haltung ihrer Equipenchefs. Selbst die Gegenargumente, dass die 3–3 Formel spannenderen Sport garantiere und zuschauergerechter sei, zog nicht. Die FEI machte einige beschränkte Zugeständnisse: Eventuell drei Reiter im zweiten Umlauf – nur drei Reiter bei den nicht zur Super League zählenden CSIO's. Aber im Grunde blieb die 4–3 Formel bestehen und, so ist anzunehmen, würde ein erneutes FEI-Seminar aller Interessierten, wie dasjenige von Hickstead 1999, den Status quo bestätigen.

Ob dieses Verharren im Bestehenden klug ist, sei dahingestellt. Was bleibt, ist der Konflikt zwischen denen, die an das Allgemeingültige des Bewährten, des Klassischen glauben, und denen, die das Produkt Pferdesport besser vermarkten möchten und deshalb am Bestehenden rütteln. Ich selber bin im Zwiespalt. Mein Interesse an Geschichte und Tradition möchte am Bestehenden festhalten. Meine Befürchtungen über eine Marginalisierung des Pferdesports als Bestandteil des internationalen Sportangebotes tendieren zu Produkt-Verbesserungen.

Max E. Ammann

Max E. Ammann
mea@network4events.com